

# Zum Teufel mit der Teufelsbrücke!

## Erlebnisse eines auflüpfischen Soldaten

Wie war das genau damals? Je nach politischer Grosswetterlage ändert sich Frau und Herrn Schweizers Einstellung zu ihrer Armee. Anno 1939 war der Fall klar zumal für einen urchigen Stadt-Zürich-Burger, dessen Vorfahren seit Rudolf Bruns Zeiten für eine unabhängige Eidgenossenschaft gekämpft hatten.

An jenem 27. Juni 1939, in Üetikon am See, bewarb ich mich erwartungsvoll um einen Posten in dieser Milizarmee, indem ich meinen schwächtigen Corpus den gestrengen Herren Aushebungsoffizieren möglichst vorteilhaft präsentieren wollte. Schon 100 Jahre früher bei der Auswahl schweizerischer Jünglinge für die Reisläuferei galten ähnliche Kriterien: Kräftiger Körperbau, mindestens sechs Fuss hoch – und dann ja keine Geschlechtskrankheiten! All das konnte ich bieten, denn ich fühlte mich rundum kerngesund.

## Zu den Fusstruppen? Nein danke!

Wo ein Wille ist, da ist ein Weg! Und Wille hiess auch mein gestrenger Aushebungsoffizier. Also wie gesagt, Körper waren da vor allem gefragt, Geist bedeutend weniger, warum denn wohl? Das sollte ich bald erfahren. Aber eben das ward im Dienst dann mein Dauerproblem, fünf lange Jahre. Ich, der doch alles besser wusste, musste dauernd schweigen. Wer redet denn da von Kadavergehorsam? Es war nie das staubige Stroh, mein hartes Nachtlager in x Ställen und Scheunen oder in y Turnhallen beim permanenten Schnarchkonzert, auch nicht die einfache, aber währschafte Soldatenkost oder zuweilen grosse körperliche Anstrengungen im aktiven Wehrdienst, die mir den Verleider anhängten. Nein – es war vielmehr dieser nicht enden wollende, von meinen welschen Kameraden genannte «Biribi», dieser stumpfsinnige Exerzierbetrieb, der mir den Rest gab.

Doch zurück zur Aufnahmeprüfung in unsere wehrhafte Armee: Noch hatte ich es nämlich gar nicht geschafft, trotz bester Noten in der Leichtathletik. Wobei ich mich während Jahren seriös auf diesen Event vorbereitet hatte. Mein Bruder Walti hatte mir da etliche nützliche Tips gegeben. Zum Beispiel in Sachen Waffengattung: Wer sich nicht ganz energisch dagegen wehrt, landet todsicher bei den Fusstruppen. Nein danke. Nur so als Kanonenfutter wollte ich mich doch nicht verheizen lassen. Deshalb zeigte mir mein big brother, wie man ein Auto chauffiert. Dank seiner Geduld als Hobby-Fahrlehrer bestand ich die Fahrprüfung im Landi-Jahr 1939 bei beträchtlich dichtem Strassenverkehr in der Stadt Zürich. Meine angeborene Myopie hätte mir bei einem Haar noch das Bein gestellt, als ich den Lernfahrausweis abholen wollte. Der sich zuständig wählende Beamte schickte mich kaltschnäuzig in die Poliklinik, wo man mich total inspizierte. Erst nachdem meine Sehschwäche als einzige organische Schwäche (!) geortet war, wurde grünes Licht für einen weiteren zivilen Chauffeur gegeben. Doch damit war ich noch lange nicht ein autorisierter Automobilist.

Am Ende der «Stadtrundfahrt» neben dem sehr gestrengen Experten und mit

dem Fahrlehrer auf dem Hintersitz, denn ohne einige Fahrstunden mit einem konzessionierten Fahrlehrer wäre in Zürich eine Fahrprüfung aussichtslos gewesen, fragte der Beamte, wieso ich denn schon so früh ohne eigenes Fahrzeug das Patent machen wolle. Wegen der militärischen Einteilung natürlich! Aha, aber ohne Fahrzeug werden Sie nie eine ordentliche Fahrpraxis erwerben können. Darauf sagte ich dummerweise, ich würde einfach mit Vaters Trog umherblochen. Gut – dann kommen Sie morgen Samstag nochmals mit Vaters Chlapf! Ich gebe Ihnen eine Bewilligung, damit Sie allein bis zum Kaspar-Escher-Haus fahren können. Also bis morgen, see you!

Rechtzeitig, aber doch mit weichen Knien, fuhr ich am folgenden Tag bei der Motorfahrzeug-Kontrolle vor, nachdem ich meinen schadenfrohen Chef Notar Gusti Oetiker zu Männedorf um Urlaubsverlängerung gebeten hatte. Nach einem recht zügigen Cheerli durch Enge-Wollishofen händigte mir der auf den Stockzähnen lachende Experte den so sauer verdienten Führerschein aus, wobei er noch sagte, ich solle stets auf die anderen Strassenbenutzer Rücksicht nehmen. Das versprach ich ihm und lud ihn in jener Sternstunde noch zu einem halben Weissen ein. Gemäss OR ZGB und SCHKG, welche Gesetze ich damals berufshalber schon auswendig konnte, war mein Antrag keineswegs Beamtenbestechung, denn meine Pflicht war ja getan. Es war nur eine damals noch übliche Geste, welcher Einladung der nach Feierabend gierende Beamte gerne folgte! Heute, 57 Jahre später, müsste der Experte ein solches freundliches Ansinnen ablehnen oder z. B. einen Kaffee trinken. Ich darf aber bestätigen, dass der Alkoholkonsum am Anfang dieses Jahrhunderts noch absolut als harmlos betrachtet wurde. Also nehme man mir im nachhinein nicht übel, wenn ich an jenem Wochenende meinen Prüfungserfolg gefeiert habe.

Und eben meine starke Kurzsichtigkeit, die mir zeitlebens treu geblieben ist, wollte mir auch bei der Rekrutenaushebung nochmals das Bein stellen. Der allgewaltige Aushebungs-Offizier, mein Brillenrezept vor sich, fragte mich, ob ich denn wirklich Militärdienst leisten wolle. Das darf doch wirklich nicht wahr sein! In einem entwaffnenden Redeschwall erklärte ich meinem hohen Gegenüber, einem Nachkommen des Generals Ulrich Wille, dass meine ganze Familie von mir eine soldatische Leistung erwarte und dass ich selber unbedingt mein Vaterland aktiv verteidigen wolle, punktum. Die Augen des Militärs leuchteten. Ergo: Tauglich als Motorfahrer! Danke, Herr Oberst! Auch an jenem lauen Juniabend stieg ein Fest mit meinen neuen Dienstkameraden. Heil Dir Helvetia! Noch am anderen Tag fühlte ich mich durstig im etwas verstaubten Notariatsbüro!

## RS: Harte Disziplin, preussischer Drill

Nicht jeder aufgebotene Rekrut hatte das Glück, seine Lehrzeit vor der RS abzuschliessen. Im August 1940 rückte ich erwartungsvoll in Thun ein. Der Weg zur Kaserne war leicht zu finden, zumal eine ganze Horde Burschen mit Koffer in Richtung Allmend Thun wanderte. Also die dort gefassten Kleider waren wirklich warm genug in jener Jahreszeit. Aber eben, die Übung dauerte ja fast bis Weihnachten! Wie schwierig es damals war, ein Auto durch unsere total verdunkelte Alpen-

republik zu steuern, belegt folgendes Ereignis. Dezember 1940 in Oberdiessbach BE. Unsere RS 2/40 dislozierte vollmotorisiert vom Jura her Richtung Kaserne Thun, zwecks Retablierung, resp. Grossparkdienst, d.h. das Ende der 17 Wochen RS, auf! Am frühen Morgen, wirklich in totaler Dunkelheit und dickstem Nebel, fuhr einer unserer Militär-PW über das Bahngelände der Regionalbahn Burgdorf-Thun. Mein Dienstkamerad, ein ganz zuverlässiger Bursche, am Steuer des Militär-Ford-Cabriolets, war mit dem Vorderwagen schon auf dem Bahngelände, als ihm die nur einfache Balkenbarriere gegen die total vernebelte Windschutzscheibe schlug. Und schon brauste der Zug heran und zermalmte das voll besetzte Auto, indem er das Fahrzeug wie ein Spielzeug vor sich herschob. Soviel ich noch weiss, starben alle Insassen bis auf den Quartiermeister neben dem Fahrer. Der clevere Offizier kugelte sich total ein und überlebte so. Nach mehr als vier Monate RS ohne schwere Unfälle musste das noch passieren ...

Kurz vor dem motorisierten Rückmarsch nach Thun zum Abschluss der mühsamen RS versammelte sich die Truppe zum abendlichen Hauptverlesen in St. Imier. Es war ein seltener Anlass, wenn die ganze Schule für einmal an einem Haufen zusammenstand. Natürlich bin ich einverstanden: Nach 17 Wochen militärischer Disziplin, damals noch unter dem uns doch so fremden preussischen Drill, hatte jeder Wehrmann die Nase voll. Die Frage war nur: Ab welchem Zeitpunkt darf der Absolvent seinen aufgestauten Ärger aus seiner Seele spülen? Item, erschien doch da, vermutlich total unprogrammiert, unser Schulkommandant, total besoffen, schwankend, lallend und gestikulierend, vor der ganzen Korona. Ich schämte mich für ihn, denn wenn ich high bin, verkrieche ich mich tunlichst, um mich ja nicht zu exponieren und zu blamieren. Jedenfalls muss jene hochnotpeinliche Exhibition vor militärischem und zivilem Volk unterschiedlich goutiert worden sein.

Zum Andenken an jenen ausserordentlichen Zeitabschnitt halten wir noch fest, dass damals die Drogen Alkohol und Nikotin einen beträchtlichen Stellenwert hatten. Nicht auszudenken, wenn damals die heute üblich gewordenen modernen Drogen zur Verfügung gestanden hätten!

Wie gesagt, Auto fahren damals war kein Honiglecken. Sämtliche Ortstafeln, Wegweiser und sonstigen Markierungen waren jahrelang demontiert und versteckt. Landkarten, welche damals schon zu den besten der Welt gehörten, durften nicht gehandelt werden. Aber wie gut die Mitglieder dieser elenden Fünften Kolonne mit Kartenmaterial versorgt waren, weiss ich nicht. Zum Glück fand dann der schreckliche Verteidigungskampf nicht statt.

Einige superschlaue CH-Offiziere, die es besser wissen wollten, indem sie diensttuende bewaffnete Wachsoldaten «zum Spass» anschleichen und erschrecken wollten, mussten ihren üblen Spass mit ihrem Leben bezahlen.

Etliche Landesverräter wurden militärgerichtlich diskret abgeurteilt und dann im Morgengrauen ebenso diskret in einer Kiesgrube füsiliert. Heute im schweizerischen Zivilbetrieb glaubt man, humaner zu verfahren, indem man auch Schwerverbrecher und Wiederholungstäter lebenslang einsperrt. Noch schlimmer geht die Gesellschaft in einigen US-Staaten mit Schwerverbrechern um, indem man sie jahrelang in der Todeszelle schmoren lässt, bevor man sie dann schliesslich

doch umbringt. Also eine optimale Lösung für solche Unmenschen steht noch aus.

Mai-Juni 1940: um ein Haar ...

Eines der eindrücklichsten Happenings überraschte uns eines Abends am Küssnacher Familientisch. Unerwartet trat mein Bruder Walti in seiner Militär-Chauffeur-Uniform ein. Noch nie hatte ich meinen besonnenen Bruder so besorgt gesehen. Und dann diese grosse Ami-Limousine mit Militärnummer vor dem Haus? Allerdings wussten wir um die sehr gespannte militärische Lage längs der schweizerisch-deutschen Landesgrenze.

Walti hatte von seinem Kommandanten und Genie-Chef eine Stunde Zeit erhalten, um sich von seiner Familie zu verabschieden!

Sein Chef selbst, wohnhaft ganz in der Nähe, nahm während dieser Zeit auch Abschied von den Seinen. War denn die militärische Lage in jenem Zeitpunkt so kritisch? Jedenfalls hatte unser Armeekommando Informationen von deutschen Truppenkonzentrationen in Baden-Württemberg, nachdem grosse Teile Frankreichs, Belgiens und Hollands von der Wehrmacht bereits überrannt und besetzt worden waren. Also sollte es jetzt auch uns noch an den Kragen gehen?

Mein Senior, mit Blick auf seine eindrückliche Waffensammlung, rief sofort seinen Ortswehrkommandanten an, der allerdings noch keinen Marschbefehl erhalten hatte. Die gut organisierte Ortswehr, alles bestandene ehemalige Soldaten und Offiziere, hatte die ihr bekannten Mitglieder der berüchtigten Fünften Kolonne unschädlich zu machen und eventuell sichtbar werdende Fallschirm-Truppen abzuknallen. Und ich? Ich zitterte am ganzen Leib, wobei ich als Greenhorn ja gar keinen Dunst von den damaligen Zusammenhängen haben konnte. Jedenfalls war ich felsenfest entschlossen, meinem Vater als gefürchtetem Schützen bewaffnet zu folgen. Ja, zum Glück war unser Haus mit Gewehren und Munition gut versorgt.

Und so wie mein Bruder mit dieser Hiobsbotschaft aufgekreuzt war, verschwand er wieder im Dunkel der hereinbrechenden Nacht, anscheinend in Richtung Schaffhausen, dem KP seines Kommandos. Eine endlose schlaflose Nacht folgte, doch zum grossen Glück passierte rein gar nichts.

Damals flüchteten viele betuchte Schweizerinnen und Schweizer in Richtung Innerschweiz. Man erinnert sich noch an das berühmte «Réduit», welches an jenem denkwürdigen Offiziers-Rapport auf dem Rütli vom General beschlossen wurde. Ein sehr bekannter Zürcher Kolumnist mokierte sich in der Zeitung über diese flüchtenden Hösel. Er fragte, ob dann die ausharrenden Bürger auf den Bäumen hausen müssten, zumal sämtliche Gastbetten der Innerschweiz schon besetzt waren!

Im August 1940 musste ich dann in die RS einrücken. Von den Kriegshandlungen verspürten wir Rekruten damals nicht viel, wenn man von den wiederholten Fliegeralarmen, begleitet vom schweizerischen Flab-Sperrfeuer, absah, die uns jeweils die wohlverdiente Nachtruhe versauten.

## Zehn Tage Kiste ausser Dienst

Das ist aber ganz scharfer Tobak! Es fehlte nur noch der bezügliche Eintrag im Dienstbuch. Also, ab 1941 wurden unsere Aktiv-Ablösungsdienste wenigstens etwas kürzer. Zu meinem grossen Glück, denn ich wollte doch beruflich reüssieren. Und das gelang mir, im Anschluss an meinen Ruder-Exploit. Besonders wohl wurde mir, als ich vernommen hatte, dass man mich im Militärkader nicht brauchen konnte. Qualifikationen: Zynisch, ewig das letzte Wort und überhaupt keine Spur von militärischer Disziplin und dem damals noch gängigen Kadavergehorsam, alles klar?!

Meinen Ablösungsdienst für das Jahr 1942 hatte ich hinter mich gebracht. Aber da erhielt ich erneut ein Aufgebot. Sofort erkundigte ich mich bei meinem Protektor Oberst Ruch, Kreiskommandant in Biel und Vater meines international bekannten Ruderkameraden Paul Ruch. Der Fall war sonnenklar: Ein Irrtum der aufbietenden Militärbehörde! Also – ein gefundenes Fressen für den aufmüpfigen Hirten. Dreist retournierte ich das total überflüssige Aufgebot mit einem zackigen Begleitbrief, was ich damals schon intus hatte. Doch mein militärischer Ungehorsam wurde von «Thun» gar nicht goutiert. Man beorderte den frechen Hirten samt Uniform und Stahlhelm zu einer dienstlichen Unterredung nach Thun, dem Mekka der Armee-Motorisierung. Thun ist zwar schön, doch nichts tun ist schöner!

Der dortige Boss über alles, ein Oberst, erklärte mir kurz und spitz, dass er mein ungebührliches Benehmen überhaupt nicht tolerieren könne. Deshalb müsse ich meinen Vorwurf zurücknehmen. Womit er meinte, man habe überhaupt keine Sauerei in seinem Büro! Ich jedoch dachte überhaupt nicht daran, mich zu entschuldigen. Lieber wollte ich als Märtyrer in die Geschichte eingehen, als von meinem Standpunkt abzuweichen. Dann wurde die Visage meines Peinigers noch röter, nur seine Nase konnte nicht mehr blauer anlaufen. Vermutlich trug der Bedauernswerte zu enge Stiefel. Oder litt er wohl unter flüssigen Ernährungsproblemen? Die Unterredung war sehr kurz. Er verkurrte mich, ohne mit der Wimper zu zucken, zu zehn Tagen scharfem Arrest in der Kaserne Thun. Und dann fragte er mich noch, wann ich die Strafe anzutreten gedenke. Also doch noch etwas Rücksicht auf einen armen rechtlosen Dätel? Ich blätterte in meinem Taschenkalender, wobei der Offizier feststellen musste, dass ich eigentlich beruflich und sportlich engagiert und organisiert war. Item, wir einigten uns auf Anfang Januar, zumal der Schaden sich für mich in Grenzen hielt. War das vielleicht ein Affentheater!

Den so eingehandelten Militärknast absolvierte ich also in aufrechter Haltung. Keine Reue, keine Scham, denn effektiv hatte ich mir rein gar nichts vorzuhalten. Obwohl damals die Menschenrechte (EMRK) noch in den Wolken schwebten und es dem Sträfling absolut verboten war, zu lesen oder zu schreiben, hatte ich Fachliteratur dabei. Nun aber höre man und staune: Zuerst sperrte man mich in der alten Thuner Kaserne in ein dunkles Verlies! Die einzige vergitterte Öffnung lugte ins lärmige und stinkende Treppenhaus. Lesen und schreiben absolut unmöglich, höchstens mit einer verbotenen Taschenlampe. Schuhbündel, Hosenträger und Leibriemen mussten abgegeben werden, denn die Suizidgefahr ist nie

ganz auszuschliessen. In der Tat weiss ich wirklich nicht, wie ich zehn Tage total am Schatten, minus täglich eine Stunde Promenade im Hof mit bewaffneter Schildwache, überstanden hätte. Zum grossen Glück kam am zweiten Tag bereits eine Hafterleichterung, indem man mich in die neue Kaserne nebenan dislozierte, dorthin, wo ich schon während der RS studiert hatte. Im neuen «Hotel» war alles paletti. Die Wachtmannschaft der Kaserne war natürlich ganz auf meiner Seite und dankbar, dass meine Familie via Feldpost täglich rationierte Leckerbissen, z. B. vom Vater frisch erlegte und von der Mutter gebratene Tauben vom eigenen Taubenschlag im Felsenegg Küsnacht nachreichte! Die Zellentüre war meistens gar nicht verriegelt. Noch nie war ich so ungestört und konnte mich gründlich auf meine Eidgenössische Korrespondenten-Prüfung vorbereiten. Als ich dann wieder an meinem Arbeitsplatz auftauchte, kriegte ich sogar noch den vollen Monatslohn. Herz, was begehrt Du noch mehr? Rückblickend empfinde ich, dass ich unter dem Strich netto profitiert habe, indem ich meinen harten Schädel wieder einmal so richtig durchsetzen konnte.

Mein Domizilwechsel von Küsnacht nach Biel bescherte mir eine militärische Umteilung. In der Ost- und Zentralschweiz durfte ich zuerst bei der stolzen, aber auslaufenden Rössli-Artillerie mittun. In der Westschweiz steckte man mich in eine welsche Übermittlungseinheit, wo meine graue Materie ab sofort mehr gefordert wurde. Unser Kapitän, ein Schoggimacher aus der Gegend von Genf, berücksichtigte mich zusätzlich für administrative Arbeiten, Übersetzungen und so fort. Aber wo blieb da die Anerkennung? Ja, man staune: Der Hirte wurde später sogar zum Gefreiten geschlagen! Das hatte allerdings eine für mich kostspielige Fete zur Folge. Aber ich kassierte doch dann auch 10 Rappen mehr Sold pro Tag, ganz zu schweigen von den 50 Rappen je Tag als Single von der Erwerbs-Ausgleichskasse! Hoffentlich brauchte ich dieses Zusatzeinkommen nicht zu versteuern!

Die allgemeine Stimmung in meinem militärischen Umfeld war eher bedrückt. Der Dienstkoller an der Basis wurde deutlich spürbar – Kunststück, die meisten Familien-Budgets waren doch sehr angespannt. Und dazu diese Ungewissheit, weit und breit kein Kriegsende in Aussicht! Nur gut, dass unsere Verantwortlichen zu Bern dieses Mal, im Gegensatz zum ersten Weltkrieg, einen Romand zum General gekürt hatten. Das war wirklich sehr weise. Dessen eingedenk, dass in der Schweiz alles in Zürich oder Bern entschieden wird, fühlten sich unsere Romands wenigstens in den Aktivdienstjahren nicht allein im Regen gelassen!

**Fortsetzung nächste Seite!**

# Zum Teufel mit der Teufelsbrücke!

## Erlebnisse eines auflüpfischen Soldaten (Fortsetzung und Schluss)

Wann kommen endlich die Amerikaner, um diesen Dämon in Gestalt des hirnverbrannten österreichischen Malers zu stoppen? Ich kannte ihn nur vom Radio her, das reichte mir vollauf! Und wieder kam es anders, als wir dachten. Da landeten alliierte Streitkräfte in Süditalien und machten sofort Druck gegen Norden in Richtung Tessin/Gotthard. Prompt wurde unsere Südfront mobilisiert, inkl. Motf. Hirt. Eben hatte ich als Verlobter in Evilard ob Biel unsere erste Wohnung gemietet und einstweilen allein bewohnt. Die Hochzeit sollte demnächst stattfinden. Obwohl uns kein glückliches Ereignis drängte, wie gewisse Leute befürchteten, wünschte meine liebe Roseline und auch ich, einen eigenen Haushalt zu gründen, Kriegszeit hin oder her. Als verheirateter Soldat kriegte ich nämlich bedeutend mehr Lohnersatz-Entschädigung als ein Lediger. Und einmal musste doch dieser elende Krieg zu Ende gehen!

Ab sofort war ich in der trostlos gelegenen Kaserne Andermatt erreichbar. Beim kriegsmässigen Einrücken ging natürlich alles drunter und drüber. Ab Bahnhof Göschenen bis Andermatt per pedes samt Vollpackung! Auch das noch! Doch es sollte noch dicker kommen. Kaum dort einquartiert, wurde ein kriegsmässiger Wachdienst aufgezogen. Dreimal darf man raten, wo was bewacht werden musste. Ich verrate es, selbst auf die Gefahr hin, dass ich ein militärisches Geheimnis ausplaudere. Eben genau an dieser gfürchigen Teufelsbrücke, pfui Teufel, musste ich nachts mutterseelenallein stehen und unentwegt aufmerksam in die undurchdringliche Dunkelheit starren. Ich war wirklich zu allem bereit. Da – ein vorschriftsmässig verdunkeltes Militärfahrzeug rollte heran.

Jetzt Rudolf, serre tes fesses! Nach dem vereinbarten Passwort liess ich den Konvoi ziehen. Und schon öffnete sich das schwere Felsentor wie von Geisterhand, der Berg verschluckte den Camion samt seiner mir unbekanntem Fracht – und ich war wieder allein mit diesem alles übertönenden Rauschen der hochgehenden Reuss. Für organisierte Angreifer wäre es überhaupt keine Hexerei gewesen, den verängstigten Hirten ausser Betrieb zu setzen und ihn über die Teufelsbrücke zu entsorgen! Zum Glück kam dann doch die ersehnte Wachtablösung.

Am Bahnhof Andermatt passierte ein grässlicher Unfall in der Hitze des Gefechtes und in Unkenntnis der Gefahr im Umgang mit Starkstrom des Bahnbetriebs. Ein hoch mit Strohballen beladener Güterwagen sollte dort entladen werden. Ein Wehrmann musste vorher den Strom abschalten und die Oberleitung erden. Plötzlich ein greller Lichtbogen, begleitet von einem zischenden Geräusch – und schon war der arme Teufel mausetot! Natürlich muss er einen unverzeihlichen Fehler begangen haben. Das Opfer musste im Moment des Kurzschlusses auf der Bahnschiene gestanden haben. Der gewaltige Stromstoss floss durch den menschlichen Körper und schweisste die Schuhnägel an das Geleise! Bevor der Tote abtransportiert werden konnte, mussten seine Füsse von den Schuhen

befreit werden. Ein derart spektakuläres und tragisches Ereignis bleibt zeitlebens im Hinterkopf.

Zum Glück wurde unsere Einheit aus jenem mir so trostlos vorkommenden Kessel bald wieder heimgeschickt, worauf meine Roseline und ich, der beissen- den Januarkälte zum Trotz, mit unseren Familien Hochzeit feiern konnten. Die Ruderkameraden vom SC Künsnacht standen, die Ruder schützend über unseren Köpfen haltend, stramm Spalier, just neben dem mächtigen Sequoia-Baum vor der Künsnachter Kirche. Prof. August Linder orgelte gekonnt und begleitete meinen Schwager Roger Hauser am Cello. Der unvergessliche Pfarrer Schaufelberger traute uns. Und der Sonnenwirt Guggenbühl rüstete ein währschaftes Mittagmahl im heimeligen Turmstübli.

## Verdunkelung obligatorisch!

... ausser für einen stadtzürcherischen Pfarrherrn, der es besser wusste, dafür bestraft und gewollt oder ungewollt eine zweifelhafte Zelebrität erlangte. Gewöhnliche und folgsame Einwohner(innen) hatten sich dieser zwingenden und begründeten Vorschrift klaglos zu unterziehen, so auch die Hirten am Künsnachter Tobeleingang. Unsere gewissenhafte Mutter liess sofort schwarze Vorhänge nach Vorschrift schneiden, zumal im Winter unsere Jalousieläden den Vorfenster Platz machen mussten und somit nicht im Betrieb waren.

Durch Schaden wird man klug oder wenigstens vorsichtiger! Das musste auch ich erfahren. Meine Auswanderung nach USA war von mir programmiert. Meine Tante Trudi und Onkel Gusti Burger-Hirt waren in Übersee bereit, für mich gegenüber Washington zu bürgen, falls meine geplante Tellerwäscher-Karriere fal- lieren sollte. Doch rudimentäre Englisch-Kenntnisse, vor allem dieses tägliche spoken English, musste ich doch absolut intus haben, denn ein Mensch ohne Sprachkenntnisse in den USA muss sich vorkommen wie ein Dachdecker ohne Leiter. Just diese Alltagssprache wurde damals in der Schule zuwenig gebüffelt. Erstaunlich nach fünf Jahren Sprachunterricht in der Sekundarschule, im Institut Jomini und im KV während meiner Stifti! Frau Schmid, eine Engländerin, brachte mir diese fehlenden Kenntnisse locker bei.

Eben dort, im Mehrfamilienhaus an der Zürichstrasse, passierte es eines Abends, als ich selbstsicher in das dunkle Haus eintrat. Mein doch sehr harter Kopf schlug gegen die halboffene Türe, die aber noch härter war, wobei meine teure Brille zer- brach und überdies noch deutliche Spuren auf meiner Visage hinterliess. Das war eine doppelt schmerzhaft Sache für mich, auch für meinen halbleeren Geldbeutel.

Und meine Englischkenntnisse waren dann auch noch für die Füchse, das heisst: Ich konnte diese damals nicht wie geplant in die Tat umsetzen. Die Japaner gingen urplötzlich auf die USA los, worauf mein besorgter Onkel mir von meiner geplanten Ausreise dringend abriet. Ich hätte, einmal drüben etabliert, nach US-Gesetz militärisch eingezogen werden können. Oje nein, das wollte ich tunlichst nicht riskieren. Dann halt nicht, aber auswandern wollte ich ohnehin. Und so wanderte ich halt nach Biel aus und blieb in jener Gegend bis heute!



Wie pingelig diese kriegsbedingten Verdunkelungsvorschriften bei uns gehandhabt wurden, zeigt folgende Begebenheit. Ab 1941 hatte ich eine feste Freundin, die ich sofort sehr liebte. Sie wohnte in Üetikon am See bei ihren Eltern, und diese wünschten, den damaligen Gepflogenheiten entsprechend, ihre Tochter nachts daheim zu wissen. Eines Abends – wir zwei hatten es recht gemütlich in meinem Elternhaus – verpassten wir den letzten Zug Richtung Üetikon. Papas Auto war mir viel zu riskant, eben wegen dieser verfluchten Verdunkelung – und überhaupt war ja auch der Sprit so rar und teuer. Doch Liebe macht erfinderisch. Per Velo, mit meinem selbst finanzierten Englischrad, radelte ich meine Roseline tapfer nach Üetikon. Und, weil ich nie als besonders folgsam bekannt war, ungeniert bei voller Beleuchtung. Lieber wollte ich eine Ordnungsbusse riskieren, als in der totalen Dunkelheit noch einen Unfall zu riskieren. Übrigens waren wir weit und breit allein unterwegs. Wirklich nur Unentwegte wagten sich damals nachts auf die Strasse, und das vor allem nicht auf zwei oder gar auf vier Rädern. Tapfer trat ich in die Pedalen, wobei mein Fahrgast noch mehr den Plausch hatte als ihr keuchender Kuli.

Schweissgebadet, wie sich das für einen trainierten Ruderer gehört, wollte ich meinen Schwarm vor ihrer Haustüre deponieren. Aber das darf doch wohl nicht wahr sein: Dort exakt nahmen uns zwei gestrenge Ortswehr-Schergen in Empfang, auf den Stockzähnen hämisch grinsend. Also doch, derart streng waren damals die Regeln! Hätte mein zukünftiger Schwiegervater nicht schon tief geschlafen, so hätte er bestimmt die beiden Wächter beschwichtigen können, zumal er ja als höherer Offizier bei der Ortswehr mitwirkte. Aber ohne seine Protektion gab es halt keinen Pardon. Nach Bekanntgabe meiner Personalien liess man uns laufen respektive fahren, natürlich dann ohne Beleuchtung, wenigstens bis zum nächsten Rank! Und die erwartete Bussenverfügung folgte auf dem Fusse, womit auch der so unschuldige Hirte vorbestraft war ...

BE 19920, seit 1944 ...

Holz ist heimelig, und anstelle von Benzin diente mir die einheimische und erneuerbare Holz-Energie, um meinen Ford V-8 Modell 34 in den benzinarmen Jahren 1944/45 beruflich und natürlich auch privat zu fahren. Ausser Militär, Polizei, Ärzten, Veterinären und natürlich mächtigen Politbossen kriegte sozusagen niemand von dem rationierten und sündhaft teuren Benzin-Saft. In unserem neu gegründeten kleinen Werkzeug-Maschinen-Handelsbetrieb war ein Auto unentbehrlich. Für Fr. 4000.- erstand ich das erstaunlich gut gepflegte Fahrzeug samt montiertem neuem Holzgas-Generator in einer Lausanner Autogarage. Natürlich marschierte der brave V-8-Motor auch mit Benzin. Aber eben, der horrende Preis und die Angst vor dem dubiosen Schwarzhandel behütete uns vor dem Sündenfall. Wenn ich trotzdem stets den Tiger im Tank hatte, so war das nur für ganz dringende Fahrten oder falls der Holzofen streikte. Man stelle sich vor: Der schwarze Sprit kostete damals mindestens einen Franken je Liter!

Freilich war damals Auto fahren kein besonderes Honiglecken. Im Jura fand ich eine Quelle für klingeldürrer Buchenholz in optimal gewürfelter Ausführung, dank

dessen Superqualität mein Motor lief wie ein Örgeli. Aber zum Beispiel das Reifenproblem! Heute würde ich ohne Wenn und Aber eingelocht mit einer derartig liederlichen Pneumatik. Immer wieder diese zeitraubenden Reifenpannen unterwegs. Die damals haufenweise umherliegenden Huf- und anderen Nägel bohrten sich mit Hochgenuss in meine abgewetzten Reifen. Es gab zwar damals schon aufgummierte Pneus im Handel, aber in ausgesprochen mieser Qualität und erst noch sündhaft teuer. Und doch machte sich unsere Mobilität dank eigenem Fahrzeug bezahlt. Der beträchtlich abgemagerte SBB-Kriegsfahrplan hätte für unseren Kleinbetrieb einen zu schlechten Wirkungsgrad gehabt.

Doch wer hätte je daran gedacht, dass so ein Holzgenerator sogar seinen Eigner vergiften könnte? Eines Tages fühlte ich mich hundsmiserabel, was mich allerdings nicht hinderte, per Drahtseilbahn an den Bahnhofplatz Biel zu pilgern, wo sich unser Büro samt Ausstellungslokal befand. Als sozusagen selbständig gewordener Geschäftsmann hatte ich doch auch Verantwortung wahrzunehmen. Meine Roseline traute mir aber nicht und kam mich dort besuchen. Sie insistierte mit Recht, ich solle nicht so forcieren, sondern mich daheim pflegen lassen. In der Tat konnte ich weder klar denken, noch sicher geradeauslaufen. Auf der Bergfahrt per Seilbahn nach Leubringen sackte ich plötzlich zusammen und verlor das Bewusstsein. Mit gütiger Hilfe eines Gelegenheits-Samariters mit kräftigen Armen wurde ich heimgebracht und ins Bett gesteckt. Unser zuverlässiger Hausarzt trabte unverzüglich an und runzelte die Stirn. Der Labortest ergab ein ungünstiges Blutbild. Ein Spezialarzt musste aufgebeten werden; dieser verordnete ganz starke Pharmaka. Zum Glück überstand ich diese Rosskur. Aber woher kam nur diese gravierende Vergiftung, denn eine solche wurde deutlich diagnostiziert?

Erst als ich mich wieder etwas besser fühlte, suchte ich meinen Bieler Internisten per Chlapf auf. Zufällig erspähte dieser meinen rauchenden Chessel. Heureka – jetzt haben wir den Vergifter gefunden! Noch gleichen Tags wurden sämtliche Dichtungen der Gaszufuhr und der Auspuffanlage ausgewechselt. Meine Helfer runzelten nochmals die Stirn und sagten mir, dass Berufs-Chauffeure wegen defekter Holzvergaser sogar gestorben seien. Also hatte ich wieder einmal Schwein gehabt! Klar doch, unter meinem glücklichen Stern!

Mit der Zeit floss das Benzin wieder frei pour monsieur tout le monde. Allerdings mussten CH-Autolenker das sogenannte «Emserwasser» tanken, made by Emser Holzverzuckerungs-AG, mit Bundessubventionen natürlich. Und dieser Saft liebte die Berge überhaupt nicht, obwohl er doch aus den Bündner Bergen kam! Beim Bergauffahren musste der Motor mehr arbeiten und erhitzte sich. In der Benzinleitung und im Vergaser bildeten sich Dampfblasen, worauf der Motor ins Stottern kam, und zwar bis zum Gehnichtmehr. Empfohlene Therapie: kalte Wasserwickel in jener Motorengegend, worauf man dann vielleicht wieder weiterfahren konnte. Fachexperten erklärten uns, der Emser Sprit sei zuwenig klopfest. So war es halt damals, vor 50 Jahren!

Rudolf Hirt